

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 19

Artikel: Nachtgeräusche
Autor: Meyer, Conrad Ferdinand
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638512>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fallen; wir gehen lieber nach der Ostseite der Piazza, zu dem gotischen Palazzo Enzo und dem Palazzo del Podesta mit seinem zinnengekröntem Turm.

Und dann lassen wir das raschpulsierende Leben der alten Stadt, zu dieser Stunde sie modern erscheinen lassend, an unserm Auge vorbeigehen. Wir sitzen vor einem der schönen Cafés im Freien und erfreuen uns an dem Anblick der vielen schönen Menschen und an der melodischen Sprache, die wie Musik klingt.

Und nun, an diesem Abend zu vorgerückter Stunde, sollen wir noch einen Gang tun, den die Fremden sonst kaum gehen, denn er ist mehr oder weniger gefährlich. Unter dem Schutz unseres Freundes wollen wir ihn wagen, und wir kommen auch heil zurück. Wir müssen uns aber den Anordnungen unseres Führers fügen. Zum Beispiel dürfen wir uns nicht in seinen Arm einhängen, denn „das sieht nach Furcht aus, und die dürfen Sie nicht zeigen“, sagt er. Wir wollen nämlich die verrufenen Stadtteile besuchen, wie jede Großstadt sie hat, aber eine italienische und noch dazu im mittleren Italien ganz besonders. Wir wandern nicht zu rasch, nicht zu langsam über Plätze, wo an den breiten Bächen und Kanälen Männer und Frauen stehen und uns bald laut lachend, bald drohend nachsehen. „Wenden Sie sich nie um“, warnt der Freund, „ich gebe schon acht“. Sein scharfer Blick sieht alles. Er sieht, wie hinter einem Laubengänger ein zerklümpelter Kerl sich an uns heranschiebt. Da bleibt er stehen und mißt den Verdächtigen von Kopf zu Fuß, bis er wegschleicht. Aus einer Spelunke tönt grelle Musik, Schatten gleiten hinter den Vorhängen vorbei; vor der Schenke stehen zwei wild und schön zugleich aussehende Mädchen mit begehrllichem Blick. Rasch zieht uns der Freund weiter. Ein Bursche wirft uns ein Wort entgegen und versperrt uns den Weg. Wie er die scharfe Antwort in Bologneser Dialekt hört, zieht er sich murrend zurück. Nun ist fast keine Beleuchtung mehr in den immer enger werdenden Laubengängen; dunkle Gruppen stehen herum und wollen uns folgen. „Jetzt ist es besser, umzukehren“, sagt unser Führer und nimmt uns nun selbst an den Arm, damit wir nicht getrennt werden. Und rasch verlassen wir das unheimliche Viertel und sind merkwürdigerweise nach ein paar Minuten wieder im belebten, lichterstrahlenden Stadtzentrum.

Am nächsten Morgen nehmen wir Abschied von Bologna la Dotta, wir nennen sie „la Bella“, ganz erfüllt von all dem Glanz, der, von der Patina der Jahrhunderte geädelt, über der ehrwürdigen Stadt liegt.

Nachtgeräusche.

Melde mir die Nachtgeräusche, Muse,
Die ans Ohr des Schlummerlosen fluten!
Erst das traute Wachtgebell der Hunde,
Dann der abgezählte Schlag der Stunde,
Dann ein Fischer-Zwiegespräch am Ufer,
Dann? Nichts weiter als der ungewisse
Geisterlaut der ungebrosnen Stille,
Wie das Atmen eines jungen Busens,
Wie das Murren eines tiefen Brunnens,
Wie das Schlagen eines dumpfen Ruders,
Dann der ungehörte Tritt des Schlummers.

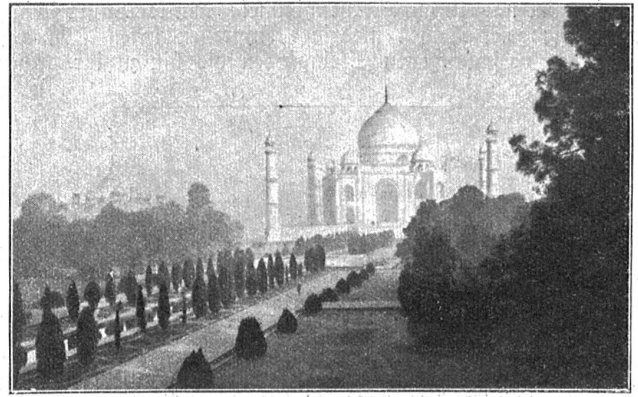
Conrad Ferdinand Meyer.

Brief aus Indien.

Unterwegs, im März 1926.

Liebe Berner Woche!

Ich habe Dich letztes Mal durch die indische Hauptstadt genommen. Vier Eisenbahnstunden südlich von Delhi,



Agra. Taj Mahal im Mondenschein.

liegt die andere alte Kaiserstadt — Agra. Einst der Schauplatz glänzender Hoffeste, bei denen die dem Kaiser dargebrachten Geschenke so kostbar waren, daß der Gesandte der Engländer mit seiner für den Kaiser Jehangir bestimmten Prachtsequipe ganz hilflos da stand und in aller Eile eine zweite anfertigen ließ. In zwei Tagen, sagt die Geschichte. Ob sie aus Papier Maché war oder aus richtigem Holz und Leder, und ob sie des gewichtigen Kaisers gewichtige Persönlichkeit auch getragen, das sagt die Geschichte aber leider nicht.

In Agra hat der große Kaiser Akbar zuerst Hof gehalten und hat draußen in Fatehpur Sikri, der bald darauf verlassenen Stadt, mit Vertretern der hauptsächlichsten Religionen zusammengesessen, um einen Mittelweg, eine neue allgemeine Glaubenslehre zu finden.

In Agra hat Akbars Sohn, Jehangir, die wunderschöne, hochbegabte Nur Jahan, das „Licht der Welt“, geheiratet und sie hat an seiner Statt ein halbes Menschenleben lang die verwickelten Staatsgeschäfte des riesigen Reiches geleitet.

Jehangirs Sohn aber, Shahjehan, hat der Stadt das Bauwerk gegeben, das sie für alle Zeiten und über alle Lande berühmt machen sollte — die Taj Mahal, das Grabmal, das er für sich und seine über alles geliebte Gattin gebaut.

Der Bädeler gibt Dir genau auf den Quadratzentimeter alle Dimensionen. Er sagt Dir auch, wie viel der Bau gekostet, wie lange daran gearbeitet worden sei und daß er sich mit den besten Werken der Griechen messen könne.

„Ach, laß' einmal die Kosten und laß' die Griechen und jeden, jeden Vergleich! Es ist ein blasser Halbmond heute. Wir wollen hinunterschlendern durch die dunkeln Gärten und Anlagen und einen Blick nach der Taj tun, nur einen — vielleicht ist das Mondlicht nicht einmal hell genug.“

Wenn Du ein Amerikaner bist, einer von jenen Blitztouristen, die Indien in 14 Tagen „sehen“, dann weißt Du schon ganz genau, was nun an Dich kommt. Und Du wappnest Dich, auf daß Du morgen nach einem reichlichen Frühstück Deinen Freunden eine Karte schreiben und dem Gerücht über die Taj einmal ein Ende machen kannst. „Sie ist ja ganz schön... aber...“

Nun bist Du eben kein Amerikaner, sondern eine anspruchslose Schweizerin, in deren Seele noch ein kleiner Winkel ist, wo Weihnachtsbaumzauber und Erwartung Platz haben. Und wie Du nun ins erste Eingangstor trittst, und dunkle Säulenhallen dehnen sich links und rechts zu einem Vorhof, und ein rotbefrackter Alter, eine flackernde Stallaterne in der Hand, zeigt dir den Weg in die innern Gärten, da weitet sich der Weihnachtsbaumwinkel Deiner Seele, weitet sich und wächst, bis er dein ganzes Wesen erfüllt. Ihr Bild, gerahmt vom dunkeln Spitzbogen des Eingangstores, weit, weit drüben im blassen Mondenschein, liegt sie nun, die Mondscheinprinzessin, die Taj. Der bläuliche Marmor